

# Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Tiener Nachrichten“.

Nummer 5.

Tirol, Samstag den 14. Juni 1924.

1. Jahrgang.

## Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (4. Forts.)
- Weiten Neuliches Eigentümliches Urbary de anno 1688. (Schluß). D. S.
- „Fremde Zeit“. E. Angerer.
- Die Glocke von Ranach. Volkslage aus Osttirol. Von Jul. Baumgartner.
- Das Scheibenschlagen am Peter und Paul-Tag im Feltale. Von M. Wurnig.
- Das Bauerntheater in Thurn. (Mittellungen dazu von F. A.)

## Geschichte von Osttirol im Grundriß.

Von Prof. Otto Stolz.

Die bayerische Herzogsdynastie wurde im Jahre 788 vom mächtigen Beherrscher des Frankenreiches gestürzt und diesem das Land Bayern einverleibt. Karantanien folgte diesem Wechsel nach; die Vernichtung des Avarnreiches durch die Franken, die nun folgte, sicherte natürlich die Zugehörigkeit Karantanien zum fränkischen Reiche, wenn jenen auch vorüberhand die slavischen Stammeshäupter befallen wurden. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts treten an deren Stelle bayerische und fränkische Grafen, die Obergewalt blieb nach wie vor bei jenem Zweige der deutschen Karolinger, welcher Bayern als Hauptland innehatte, und so auch nach dessen Aussterben bei den weiteren Herzogen von Bayern, bis im Jahre 976 Kaiser Otto der Zweite Kärnten von Bayern wieder trennte. Kärnten wurde wieder ein selbständiges Herzogtum, aber völlig im Rahmen des deutschen Reiches und die Inhaber der herzoglichen Würde waren nur mehr Adelige rein deutschen Ursprunges, anfangs wechselnd, seit dem Jahre 1010 aus dem Hause Eppenstein, seit 1120 Sponheim. Die schon längst begonnene deutsche Durchdringung Kärntens machte weitere stetige Fortschritte. Südlich grenzte an Kärnten das Herzogtum Friaul, das zum lombardischen Königreich gehörte. Unter Karl dem Großen scheint aber zugleich mit der kirchlichen Einteilung, von der wir noch hören werden, Karantanien südlich der Drau zu Friaul geschlagen worden und längere Zeit in dieser Verbindung geblieben zu sein. Umgekehrt war seit dem Jahre 952 Friaul von Italien getrennt und zuerst mit Kärnten dem Herzogtum Bayern, dann seit 976 dem Herzogtum Kärnten unterstellt, bis 1120 diese Verbindung gelöst wurde.

Das heutige Osttirol machte als ein Teil Kärntens diese politischen Wandlungen mit. Wir müssen diese im Zusammenhang der großen Kulturentwicklung des damaligen Europa erfassen. Karantanien erscheint als ein wichtiges Grenz- und Übergangsgebiet zwischen den beiden wichtigsten Geschichtskreisen von damals. Zuerst sind die Karantanen Schutzherrn des vorgeschobenen Außenpostens asiatischen Staatslebens, der Avarn. Dann gelangen sie unter bayerisch-fränkischer Führung, das Land Kärnten selbst wird deutscher Einwanderung und Kulturarbeit erschlossen und damit ein sicheres, wenn auch vorgeschobenes Glied des abendländischen Kulturkreises. In diesem Anschlusse hat es auch seine endgültige geschichtliche Bestimmung gefunden. Die persönliche Verbindung mit Friaul durch aufwändige Beziehungen und in diesem Gebiete längere in früheren Jahrhunderten, das deutsche Ausbreitungsgebiet, nicht bloß zum vorübergehenden militärischen Zweck, sondern um dauernde Bevölkerung, die das Volkstum und die Entwicklung des Landes zu sichern und zu fördern.

gegenüber der starken Kulturkraft des Romanentums.

Die kirchliche Einteilung Osttirols in alter Zeit entspricht diesen Vorgängen der staatlich-nationalen Entwicklung. Im Pustertal ostwärts bis Anras, also genau der ältesten Grenze des Herzogtums Bayern, reichte die kirchliche Amtsgewalt des Bistums Säben und Brixen. Dieses Bistum war in römischer Zeit entstanden und in dieser seiner Tradition nicht unterbrochen, war auch noch lange nach der Besetzung Kärntens durch die Bajuwaren von Bischöfen römischen Namens und daher wohl auch solcher Abstammung regiert und dem italienischen Patriarchate von Aquileia unterstellt. Erst Karl der Große hat Säben der bayerischen Metropole Salzburg zugewiesen und seitdem treffen wir auch nur mehr deutsche Namen in seiner Bischofsreihe. Doch hat Brixen damals wie auch später nie eine führende Tätigkeit in der christlich-deutschen Mission in Karantanien entfaltet, das war vielmehr Sache des bayerischen Erzbistums, Salzburgs selbst. Ein Erlass Karl des Großen vom Jahre 811 bestimmte die Drau als Grenze zwischen den Erzbistümern Salzburg und Aquileia, und diese wurde vom Austritt des Flusses ins Beden von Tirol an gerechnet. Die Pfarren am rechten Draufer, Tristach und Lavant, haben bis zum Jahre 1751 zum Patriarchat Aquileia gehört und sind im Jahre 1789 der Diözese Görz einbezogen und jener von Brixen zugezählt worden. Das übrige Drautal von Anras ostwärts das ganze Gebiet der Isel fiel in die unmittelbare Verwaltung des Erzbistums Salzburg und kam erst 1808 unter Brixen. Die deutschen Kulturinflüsse, die seit dem 8. Jahrhundert reichlich ins Iselgebiet einströmten, kamen also vorwiegend von Norden über die Tauernpässe, weniger von Westen über die Drauenge. Erst seit dem 11. Jahrhundert gewahren wir ein nachhaltigeres Umsichgreifen von Grundherrschaften, die im Stadiale ihren Sitz hatten, im Drautale östlich seines Ursprunges.

Wir haben hierin einen der vielen Beweise, daß die Wasserscheiden auch in den Alpen für die Kulturverbreitung vielfach überschritten worden sind. Die echte, historisch-geographische Wissenschaft vermag daher die Behauptung, daß die Grenzen der Wasservertellung die allein „natürlichen“ für Völker, Kulturen und Staaten seien, nicht als richtig anzuerkennen. Vielmehr gehen Volks- und Kulturbewegungen vielfach über hohe Gebirge, wenn eben auf der einen Seite ein starker Antriebe, auf der anderen eine verhältnismäßige Decke vorhanden ist und einigemmaßen brauchbare Übergänge und Pässe den Lauf des Gebirges in gewissen Abständen durchbrechen.

### 5. Die Grafschaft Furr. (ca. 1000-1250.)

Das Herzogtum Kärnten zerfiel nachweisbar seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts in 4 Grafschaften u. mehrere Marken, im Osten und Süden. Die Grafen (lateinisch comites) hatten in ihren Amtsbereichen im Auftrage des Herzogs die Gerichts- und sonstige Verwaltung zu führen, auch die Wehrmacht zu befehligen und durften dafür gewisse Abgaben oder Steuern einheben, auch waren ihnen als Ausstattung ihres Amtes Grundbesitz zugewiesen. Sie waren fast immer auch sonst die höchsten Grundbesitzer ihrer Grafschaft, schied sich aber von den Grundbesitzern durch die ihnen obliegende Wehrpflicht ab. Sie hatten das Recht, ihre Untertanen gegen einen anderen Herzog zu veräußern und die Grafschaften zu veräußern. Die Grafschaften (comitatus) waren auch Gemeinwesen (Gra-

dieser Grafschaften des Herzogtums Kärnten war der Furr, auch kurzweg Furr, die reichte von der Grenze des Herzogtums bei Anras ostwärts über das Drautal, das Isel- und Mölltal bis gegen Villach. Das Furrfeld, wie die Talebene ober Spital heute noch heißt, erinnert an den alten Grafschaftsnamen. Man führt diesen auf die Römerstadt Teurnia zurück, die an der Stelle des heutigen St. Peter bei Spital gestanden und nach allgemeiner Art der römischen Munizipalverfassung den politischen Standort der Umgegend gebildet haben dürfte. Die Namen solcher Städte sind in Gebieten, die später von Germanen eingenommen wurden, häufig auf deren Gaus übertragen worden. Die Reihe der Grafen des Furrlandes ist seit dem Ende des 11. Jahrhunderts überliefert, es bestehen zwar unter den Forschern Meinungsverschiedenheiten über ihre näheren verwandtschaftlichen Zusammenhänge, aber die Hauptsachen stehen fest: diese Grafen des Furrlandes stammen von einem Grafengeschlechte des Chiemgau, also Altbayerns ab; sie hatten die Grafschaft Furr in einem erblichen Verhältnisse, jedoch in Unterordnung vom Herzoge von Kärnten inne; die Grafen des Furrlandes hatten zeitweise im 11. Jahrhundert auch die bairische Grafschaft Pustertal, die das Tiroler Gebiet von Wöllach bis Laibach umfaßte, in ihrer Hand, es sind also schon damals die Gebiete westlich und östlich der Törlacher Wasserscheide, obwohl sie zwei verschiedenen Herzogtümern angehörten, eine enge politische Vereinigung eingegangen.

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts haben dann die Grafen des Furrlandes, bei denen der Name Meinhard oder Meginhart, d. h. der Starke, vorherrschte und die daher auch als Ganzes die Meinhardiner heißen, vom Patriarchen von Aquileia die Vogtei, d. i. die Schutzgewalt über dieses reiche und mächtige kirchliche Fürstentum in der adriatischen Tiefebene und bald nachher auch das Gebiet von Görz als Behen erhalten. Es ist gewiß merkwürdig, daß das Grafenhaus, das seit mehr als hundert Jahren die Grafschaftsgewalt im Furrlande innegehabt hatte und auch weiterhin behauptete, sich nach der späteren Erwerbung als „Grafen von Görz“ benannten. Die Burg und Stadt auf italienischem Boden galt eben mehr in jener Zeit, da die deutsche Politik hauptsächlich auf die Durchdringung Italiens eingestellt war. Der Sprung der Furrlander Grafen ins südliche Friaul, welche Landschaft ohnedies am meisten von ganz Italien von germanischen Elementen durchsetzt war, ist aber nicht bloß als eine Begleiterscheinung römisch-deutscher Kaiseridee zu werten, sondern als eine höchst selbständige Strebung des südöstlichen Deutschlands nach den äußersten Zielen seiner Kraft: das Meer des Südozeans, der Adria, in einem Landstreifen zu erreichen, der unmittelbarer deutscher Herrschaft, aber auch ausgedehnter deutscher Niederlassung und Wirtschaftsbetätigung zu Gebote stände. Die Verhältnisse hierfür lagen günstig, denn die kürzeste Linie, die vom Südrande des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes an die nördliche Einbuchtung des Meeres leitet, liegt in der Richtung der verhältnismäßig schmalen Berührungszone zwischen Romanen u. Slaven, wo voraussichtlich der Widerstand dieser fremden Völker am ehesten zu überwinden war. In der Tat ist vom 12. bis 15. Jahrhundert auf dem adriatischen Landgebiete der Grafen von Görz-Furr wohl wenig deutsches Volk befestigt worden. Ritterleute und Bauern auf den Burgen, Bürger, Händler und Handwerker in den Städten, besonders in Görz selbst, und Bauern auf abgelegenen Höhen und Klüften in den Furrbergen. Die Furrer Grafen haben die Grafschaften des Furrlandes, die Grafschaften (comitatus) waren auch Gemeinwesen (Gra-

Romus Vaticana, heute kann mehr dem Namen nach bekannt, in den Schriften der geistlichen Kanzlei aber oft erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

## Beiten Netlich's Aigentümliches Urbary de anno 1588.

(Fortsetzung und Schluss.)

Da findet sich an erster Stelle ein „Vertrag mit dem Stüberlischen Gerhaben, darunter dem Beiten Netlich diese dritte theilhabende eigentümlich zuegestanden“. Es sei gestattet, die Einleitung dieses 12 Folio-Blätter umfassenden Vertrages (der unter dem Eindruck der soeben erloschenen Pest geschrieben wurde) wörtlich hier einzuschalten:

In Christi namen amen! Khundt zu wissen sey gethan aller meniglichen hiemit diesen offen wüthlichen Vertrag und Nichtfallbrieffe, nachdeme Got der Allmächtig durch seinen gerechten Zorn und unser wolverdient straff vergangen neunundsiechzig und eingang des sibenzigsten Jars uns Burger und Inwonner in der Stat Sienz und etlichen Dörfern im Landtgericht dafelbst mit Züchtigung und Hersehung der gefehrlichen Krankheit Pestis väterlichen haimbesucht, darinnen und under den diser Infektion damalen in der Stat abgestorben sechs- und hundert Personen. Seien auch durch Schickung seiner Gütlichen Majestät derselbe vorgemelten neunundsiechzigsten Jars als am Zehenden Tag Maj weilandt die Tugentsam Frau Marta Silberpöcklin weilandt des fürsichtigen und weisen Hansen Silberpöcklin Burger des Rats und Statrichters zu Sienz und der Erntugentsamen Frauen Eufrosina gebornen Söllerin von Rippichel seiner Gehausfrauen selligen etlichen verlassenen Tochter, die erstens den fürnemen Ulrichen Rueffen und nach seinem tödtlichen Abgang dem wolgeachteten Leonhardten Stöberl irem andern Gehauswirth bed Burgern zu Sienz selligen zu etlichen Hausfrauen vermehlt worden selige und den zwanzigsten Tag, Monats Junj nach dem nach desselben Jars weilandt Caspar Stöberl vorbemelter Marta Stöberlin irem bei angezeiteten Leonhardten Stöberl irem andern Gehauswirth erzeugten und etlich ainigen verlassenen Sone selligen, von diser Mhüseligen Welt und ellendem Jamert hall Zweifelsone und zu ebiger Khue freud und selligkeit (dahin wir alle begern und verhoffen zu kumen) mit zeitlichem Todt gotlob vernunftigen Christlichen Ende mit Bewarung des heiligen hochwürtdigen Sacraments des Leib und Blutes unsers lieben Herrn und ainigen Erlösers Jesu Christi berueffen und erfordert worden, hero auch andrer Christgeläubigen Sellen Gott der herr gnedig und barmherzig sein und immen sambt uns am großen Tag des Herrn ain froliche auferstung zum ebigen löben gnedigelichen geruehen wolle. Amen.

Der Vertrag wurde in Mathes Melmairs Behausung abgeschlosssen am 14. Juni 1570 zwischen Hans, Peter, Christoph und Joachim Stöberl einerseits und Beiten Netlich andererseits. Letzterem fallen nebst vielem anderem zu: „Silbergeschirr, Bet, Betgewandt, Silbergeschmeid, Zinggeschir, Zuechscherer Zeug, Zuechschären, Glaiden, Hausgeracht etc. Als Mittelpersonen Jungleren „anstat der Vaterstemigen der Edl und Best Hans Amtmann zu der Haiden, auch der fürnemb Georg Wall Goldschmid, Burger des Raths zu Sienz und Innamen der mütterlichen Vinj der Edl und Best Fridrich Staudacher zu Sienz im Anger auch der fürnemb und Achtpar Ruepprecht Reiter Burger und des Raths allda“ Als „erpetene bestender“ werden angeführt für die Stöberl: Cristoph Amtmann zu der Haiden und Cristian Knoll, Kürschner zu Sienz; für Beiten Netlich Mathes Melmair und Niklas Possewig, letzter in Oberdrumb geseßen.

Nach diesem Vertrag enthält das Buch einen „Pauerschrieff und den dritten theilhabenden zu Beusach“ (1466), einen Kaufbrieff (1532) zu demselben, dann einen „Kaufbrieff und den dritten theil hat ein ainigen Behenden auf dem Clauspurguet und zu Hirtentheil“ und den „Guereschrieffbrieff“ um dieselbe (1599); es folgen 3 Urkunden betreffend den Bestand auf dem Clauspurguet auf Klaus, auf

dem Oberstainerguet auf Gwabl und auf dem Obermaierguet dafelbst.

Mathes Schöber an der Reissen am Nettenbach ob Winklern im Wölltal verkauft an Beiten Netlich einen Anger dafelbst. Die Hochwürtdige in Gott Edle Frau Alra, eine geborene von Staudach aus Sienz, Abbtissin u. regierende Prälatin des Klosters Sanct Georgen am Bengsee verleiht Beiten Netlich den Hollarz-Jehent zu Dölsach und Stronach am andernlestien Juli 1589. Blasch Mayr, Schatdenmacher zu Amlach, verkauft ein Gütl neben der Kirchen bei der Traawier; Zeugen sind der fürnemb gelehrte Symon Stoll Notary, Burger und lateinischer Schuelmeister zu Sienz, Ambrosy Mayr und Mathes am Orth zu Lauendi (1591). Im Jahre 1592 kauft Beiten Netlich das Lückmurguet in Kals von Karl Gasser. Vom darauffolgendem Jahr datiert ein neuer Lehensbrieff um den 3. Teil des Hollarz-Jehent, gegeben von Frau Abbtissin Juliana Schirin vom Stifte St. Georgen am Bengsee. Hans Prantstetter, Oberwirth zu Dölsach verkauft das halb Burzerguet in Pregraten.

Das große Schreibeuch enthält dann noch nebst einigen anderen einen Kaufbrieff von Hans Joachim Schärflinger, Wirt zu Abfalterzbach de anno 1586 und als Abschluß die Abschrift der Urkunde, womit Beiten Netlich im Jahre 1599 das Erbe seiner verstorbenen Gattin, dessen Genuss er seit ihrem Tode inne hatte, unter seine beiden Söhne Christoph und Joh. Baptist, da sie beide schon verheiratet sind und Kinder haben, verteilt.

Die alte Inschrift beim Kreuzaltar der Stadtpfarrkirche in Sienz besagt, daß das wunderbare Kreuzifix in Michael Netlich's Haus am untern Stadtplatz gehangen wäre und 1510 durch dessen liebe Frau der Stadtpfarrkirche übergeben wurde. Diese Frau hieß Elspet Brigner und Beiten Netlich nennt sie 1498 seine Anj, war somit Michael Netlich der Großvater Beiten Netlich's. D. S.

„Die Viehe zur Heimat zu pflegen, das Land, darin wir leben, nach allen Seiten kennen zu lernen, erscheint uns heute unvergleichlich wichtiger, als das uns zeitlich und und räumlich Fernliegende allzusehr hretzutreten.“ J. Walter.

## „Fremde Zeit“

Wer sich die Mühe genommen und die Freude gemacht hat, oft und jedesmal tiefer, ins heimische Volksleben zu lauschen, dem ist gewiß die kluge, oft fast herbe Zurückhaltung aufgefallen, mit der unsere Leutchen Fremden begegnen; diese Leutchen, die unter sich so gescheit und vernünftig, so humorvoll und gemüthlich zu verkehren wissen. Mit dieser Zurückhaltung paart sich ein feines Empfinden dafür, ob dem Fremden zu trauen sei oder nicht. Darum ist am Lande für Schwindler Schundagenten, Hehapostel und berlei Gelichter — besser Gefinster — durchaus kein so günstiges Arbeitsfeld, wie es die bespöttelte Bauerneinfalt erwarten ließe. Man braucht nur so einen Auftritt beobachtet zu haben, etwa wie ein Bergbauer sich von einem tänzelnden, süßelnden Judenknigling befreit, um für sein Leben lang zu wissen, daß es am Lande freie Menschen gibt, die nicht erst durch irgend eine billige Aufklärung befreit zu werden brauchen.

Diesem feinen Naturempfinden für wahr und falsch, für Sein und Schein verdankt unser Landvolk auch seine innere Freiheit gegenüber den Sommergästen aus vieler Herren Ländern. So begriffenswerth der Fremdenverkehr aus anderen Gründen sein mag, so schwer kann er das Volkstum, das wahre und tiefste Eigenleben des Volkes schädigen, wenn dieses Volk sich dem mischfarbigen Sommerstrom zu erschließen, zu unselbständig, zu dienerschaft hingibt. Hierin aber wissen die Bewohner selbst unserer tiefsten Täler zwischen berechtigtem Stolz und törichtem Hochmut, zwischen absonderlicher Verschlossenheit u. lächerlicher Mauerhaftigkeit, zwischen Grobheit und Bockheit eine geradezu lothbare Mitte zu halten. Und wenn einer meint, er sei mit zu diesen Jutchen in Berührung gekommen, so hat er's etwa gar verstanden.

Zu den „fremden Leuten“ gehört aber unserer Landbevölkerung nicht bloß, was zu Sienz an heißen Sommertagen mit Pidel und Knuckel dem Kärtner- oder Brennerzuge entsiegt. „Fremde Zeit“ ist ein Sammelausdruck für ungefähr alle, die außerhalb der Feldmarken des eigenen Dorfes wohnen, Verwandte und Freunde ausgenommen. Im engsten Wortsinne rechnen zu den „fremden Leuten“ sogar Tagelöhner, im Hause arbeitende Handwerker und selbst die Diensthoten: „wenn man so a Bergerhoamet mit alls fremen Leuten arbetn muess, isch gscheider, man laßt.“

Nun gibt es unter den fremden Leuten etliche, die Jahr für Jahr Berg und Tal abwandern und zum Kreislauf des ländlichen Lebens gehören wie Kirrtig und kirsetn gien. Da sind vor allem zwei Typen zu nennen: der Klamperer und der Hausierer.

### Der Klamperer.

Bedächtigen Schritts, — die Glastafeln in der Krage verstehen wenig Spaß — hält er Einzug ins Dörflein. Zuerst wandert er seiner Herberge zu, der alten, seit Jahren besuchten, meist in einem größeren Bauernhause. In gebrochenem Deutsch, eigentlich gebrochenem Dialekt, bittet er um Unterstand, um „ani Plog in die Waschguchl oder Labe (Hausgang) oder Solber.“ „Sell magische woll!“ wird ihm freundliche Antwort. Dann macht er sich auf die Wanderung von Haus zu Haus. Schwebepack mit Untern (Baternen), Umbrelln (Regenschirmen), Rändln, Fenster, Tongeschirr aller Form und Größe kehrt er wieder und nun beginnt die Plidarbeit. Mit kunstreichem Drahtnetz umflochtene Gäßen, kräftiglich verlobtete und beulenbefreite Kannen, bleirahmengeslickte Stallfensterlein und ein Duzend andere Hausgebrauchsdinge umlehnen nach und nach alle Wände des Arbeitsraumes, tragen die dunklen Siegel der ruhigen Meisterhände und halten nun, wie er versichert, „für nie mehr werd kaput.“ Es ist ein Bild, das mehr mittelalterlich als gegenwärtig anmutet. Der fremddunkle Arbeitsmann im schwarzen Schurzfell, der halbdunkle Raum mit dem roten Feuerlein, das den Vorköben heizt, ringsum das Sammelurium zerbrochener und geslickter Alltagsdinge und an der Tür ein Häuflein neugieriger Buben. Darüber Rauch und Dampfduft vom Öfen und dazwischen halbdeutsch gebummelt, international gepfiffen und gut welsch geflücht. Denn der zünftige Klamperer kommt „enders Berges“ her, von irgendwo hinter den Dolomiten, ob's nun der „Benz“ ist oder der „Bundere“ (Besondere) oder ein anderer der vielen seines Zeichens. Stillvergnügt hämmert und feilt und bastelt er weiter, wohl wissend, daß an Mittagszeit die Bäuerin unter der Tür stehen wird, würdevoll und herablassend: „Hiez geh' ner einer!“ Und daß er dann mit den Hausleuten dazuschaut, daß die „Knöbel weiterkommen“. Abends aber geht's zeitlich ins Heu, nachdem die Tagesleistung abgeliefert, der larme Lohn geborgen und neue Arbeit vorgerichtet ist. Und nach etlichen Tagen wandert er weiter mit „Geltsgott“ und „Pfiet ent“, der vieljahrsbekannte und doch fremde Klamperer: „Nig se flic, nig se bind, nig se versinn?“

### Der Hausierer.

Krummer heißen sie ihn im Oberland, Ammertrager im Jeltal. Zu Winterszeiten kommt er daher, auch „enders Berges“, auch unständlich und bedächtig; unständlich schon, weil die Krage hoch über den Kopf ragt und die Stubentüren „nieder“ (niedrig) sind. O, die Krage! Der Schatzkasten bunter Herrlichkeiten für's unverwöhnte Kinderauge! Gut, daß auch die begehrlichsten Blicke nicht Saugkraft haben, sonst bliebe denen im nächsten Dorfe nichts Schönes mehr.

Da steht der „Blodnerstöffl“ hinter seinem Kasten und weiß die wunderlichsten Märchen, Legenden und Sagen zu seinen „goldenen“ Broschen, „silbernen“ Ketten und „eisenbeinernen“ Kumpeln (Kämmen) zu erzählen. Und zieht dabei Lall um Lall auf: Hand- und Hosenknöpfe, Schlüssel und Taschenmesser, (Spezialität: Koenigspag! In Friedenszeit ein gelbes, rotes oder blaues Holzgehäuse mit Schlüssel zu „Klein“ Preisen: 2—4 Heller), Gellulid und Blauschnecken, Schindeln und

andere „Musigen“ für's Kleinvolk, Weiterstabe und Zwirnspulen, Wergarnknäuel in ungläublicher Kleinheit, so und so viele andere Nützlichkeit und Lieblichkeiten, und vor allem, weder zu übersehen noch zu überhören — die Mundharmonika. (Ich überlasse es den Heimatblätter-schreibern einer späteren Zeit, den Dialektausdruck für dieses Instrument anzuführen; vielleicht gehört er nach ein paar Jahrzehnten zum toten Sprachgut.)

Und da nun schon unser Bauernvolk! Die Kinder ja freilich, die lachen und plappern und drängen und müssen sich's zehnmal sagen lassen: Mit angreifen! Die Großen aber stehen scheinbar kalt, als wär's ihnen halbs nit recht, greifen dann um wann lässig nach einem Stül und fragen gleichgiltig: „Wie toier gibste des?“ Der Krumer ist ein Fremder, da „darf man's nit a so zoagn, do muess man si hilzen (hölzern) gstelln.“ Der Händler aber kennt seine Leute zu genau, übersteht ihr verneinendes, abweisendes Gebaren und läßt die Dinge für sich selber reden. Welcher Bursch vermöchte auch den Verbungen einer Mundharmonika zu widerstehen, welches Gitschele trüge nicht gern ein glitzendes Bröschlein spazieren, welchem Bauer wäre nicht ein handfestes Sackmesser not und welche Bäuerin käme ohne Kaufzwirn in ihrem Fickzeger aus? So geht schon a Handele und im nächsten Hause auch eins und in jedem Hause eins oder erliche, denn daß man „an Menschen gar nig verdien läßt, fell isch nit der Brauch.“ Und so fällt die frühe Winternacht zu früh herein. Da haßte der Wobner-Stössl oder der lange Jüggel oder der Wallische Seppel oder der Wischp'nde Krumer von den Höhen seiner Kraxe einen weiten, langen, leeren Sack los einen richtigen Strohsack. Den füllten sie im Stadel und der Stubenofen dient als Bettstatt. Essen tut's Mandl mit den „Leuten“, so geht ihm nichts auf; denn da er bloß ein ein Mandl ist, kann er nicht mit hohen Prozents arbeiten, nicht im Reihnen und nicht im Geben. Und nächsten Tages wandert er wieder und wandert den ganzen Winter lang, immer zwischen dem kalten Pustererschnee und den kühlen Pusterer-Leuten; und weiß doch ganz genau, unter dem kalten Schnee liegt die warme Erde und innen in den kühlen Leuten — liegt auch Warmes.

E. Angerle.

## Die Glocke von Kanach.

Volkslage aus Osttirol.

(Von Jul. Baumgartner.)

Über dem großen, breiten Waldringe, wo die ersten Alpenwiesen grünen, dehnt sich eine weite Fläche aus, durch deren Mitte sich ein felsiger Hügel mit magerem Lärchenbestand zieht. Heute steht dort ein altes, verwittertes Bauernhaus mit wackerem Dach und die Morgensonne scheint in zersprungene und offene Fenster. Die Räume sind alle leer und wenn man einsam in der Stube am morschen Tische sitzt, hört man den Totenwurm hinter dem Gefäß klopfen. Vor der Haustüre plätschert durch ein moosüberwuchertes Steinloch ein armdicker Brunnen in einen durchlöchernten Trog, welcher das Wasser dem der Bergseite zu in der Mulde träumenden Weiher zu-leitet. Um die Einsamkeit dieser Toteninsel noch zu vergrößern, steht dort auch ein Kirchlein mit zwei Spitzbogenfenstern, welche nach Westen blicken und das schmutzige Abendrot in ihren Bogenstreifen malen.

Dort in Kanach lebte vor vielen, vielen Jahren ein steinreicher, übermüthiger u. wilder Bauer. Rund um den Felsenhügel wogten goldene Kornfelder, fette Viehherden weideten den grünen Tristen hinan u. die Knechte jagten das Wild des Grafen vom Schloß Brud. Er aber, der Kanacher, saß zu Hause, schaute über das grüne Gitter des Waldes hinaus, das Tal hinab und dankte sich großer und freier als der Herr zu Brud, dem seine Ahnen den Behenseid geschworen hatten. Er wollte nichts mehr wissen von Untertanenspflicht, sein Nacken war zu steif geworden, er hatte auch handfeste Knechte, die ihn schützen würden.

Der Kanacher hatte zwei Söhne, den Lenz, des Vaters Ebenbild, gleich Holz, gleich roh, und den Hannes, des Ebenbilds der Mutter, die der Gram in das Grab gelegt, gleich

leutselig, brav und gut. Lenz sollte Erbe des Anzuges werden. Aber keiner gedachte des Grimmes und Bornes des Burgherrn. Oftmalige Drohungen desselben, vom Wildfrevler abzulassen, waren umsonst, nur das Bitten und Flehen des Hannes, den alten Vater zu verschonen, hatten ein Unheil bislang verhindert.

Da brach das Grau eines prächtigen Herbsttages an. Der Kanacher hatte seine Knechte aufgeboten zu einer großen Treibjagd; er stand vor dem Hause, ordnete, schallt und fluchte. Lenz zog auch mit, nur Hannes stand zornig abseits, bis ihn der Vater zornig anfuhr.

„Vater, laßt heut' die Jagd; es geschieht ein Unglück. Schaut, wenn der Schloßherr bet so schönem Wetter auch auf die Jagd ritte?“ — „Was Burgherr? Was Unglück? Ich bin Herr in meinem Revier. Du kannst hier bleiben, Feigling, zu meinem Schutz!“ Sein Hohngeklächter schallte in den Wald hinüber und die Knechte brüllten Weisfall. Und sie zogen zur Jagd. Allein der Graf von Brud streifte auch durch den Forst und hörte das Hundegekläffe und Lärmen der Kanacher. Es kam zu einem Zusammenstoße, die Bauern flohen Kanach zu, die Kräftigen hinterher. Da half Hannes' Bitten nicht mehr: der graue Kanacher ward nach dem Schloß geführt. Er fluchte, daß der ganze Wald von seinen Lästerungen widerhallte. Die Leute standen an den Wegen und begafften schadenfroh den stolzen Schurken. Er wurde in das Burgherles ge-morren und ist bald vor Gram, Schande und Schmach gestorben.

Hannes wurde Besitzer von Kanach, Lenz, der Erstgeborene, sein Knecht. Ob dieser Zurücksetzung nagte es Tag und Nacht in seinem Herzen, sein Sinn spann böse Pläne und er begann seinen Bruder zu hassen aus tiefer Seele.

Der Langes war vorüber und der goldene Sommer führte die Herrschaft in die Natur. Eine tiefviolette Sommernacht war den Berg heraufgestiegen und der Mond schlug silberne Brücken vom Sternenhimmel auf die schimmernde Erde. Die beiden Kanacher fuhrten mit dem Floße über den Weiher, weil es gar so kühl und lustig war. Plötzlich kam Lenz der Wahnwitz, Hannes zu erlösen. Die schwarze Verzweiflung und die rote Nachtsucht hießen seine Hände um die Ruderstange krallen — ein Stoß — gurgelnd schlugen die Wellen über Hannes zusammen. Sein Haupt tauchte wieder empor, die Arme klammerten sich an das Ruder; aber der Mörder hielt ihn mit unmenschlicher Kraft nieder, bis das Gurgeln erstickt und der Bruder tot war. An der Stange, in die sich die Nägel des Toten gekrampt, zog er ihn auf dem schwankenden Floße ans Ufer. Als er ihn so vor sich liegen sah mit den gläsernen Augen und dem aufgedunsenen Gesichte, brach in seiner Brust eine ganze Welt in Stücke. Wahnsinn umnachtete seinen Geist.

Lenz sprang den Hügel hinan zum Kirchlein, stieß die Türe mit wuchtigem Tritte auf und zog am Stränge, daß das Glocklein von Kanach hinausschwimmerte in die herrliche Sommernacht und Knecht und Magd aus dem Schummer rief. Keine Feuersglut rötete den Himmel; was mochte sein? Als sie mit verschlafenen Augen ins Kirchlein eilten, kloß Lenz mit ihrem Blid vorüber und schrie, daß Wald und Halbe das Echo zurücktrugen: „Ich bin der Mörder — Mörder!“

Nun verstanden sie alles, trugen den guten Hannes herauf und legten ihn auf das Nachtbrett. Am Morgen kamen die Leute vom Dorfe, im langen Leichenzuge stiegen sie durch das Waldesbündel zutal und übergaben den Toten dem Frieden der Erde.

Den Mörder fanden die Suchenden nach einigen Tagen weit droben in einer schwarzen Felsenluft liegen. Dohlen hatten schon die Leiche zum Fraße zerhackt. Ein Grausen und Schreden erfaßte das ganze Tal und es ging von Mund zu Mund, so lange müsse der Mörder für den Brudermord in Kanach hängen, bis sich jemand daselbst selber das Sterbeglocklein läute.

Der Stamm der Kanacher war erloschen. Der Burggraf brachte keine Ansetzler mehr dachin. Ein dunkler Zauberhain lag über dem einsamen Geblöde. Die Felsen klieben

brach liegen, Birken und dunkle Tannen wuchsen in die Höhe, nur Sonne, Wind und Sturm zogen schwermütig die zerbrochenen Fenster ein und aus. Wenn ein starker Wind vom Hochwald niederpfliff, so hörten die Leute im Tale ein leises Klingen und Wimmern von der Glocke in Kanach, als klopfte eine stille Totenhand daran.

Viele, viele Jahre waren wieder dahin, aber noch wagte es niemand, sich in Kanach für immer niederzulassen. Ein Bauer jedoch hatte das verwilderte Gehöft mit den fetten, aber überwucherten Wiesenrändern rechtlich sich zum Eigentum gemacht, um im Sommer sein Vieh dort unterzubringen. Lange sand sich kein Hirte, bis endlich der Wurzengraber, Jörg in die Rechte des Bauern einschlug. Für sein Alter wäre die Stelle gerade gut und der Geist des Brudermörders würde ihn wohl in Ruhe lassen. Jörg läutete das Glocklein in Kanach nie, nicht einmal zum Englischen Gruß; denn er hörte ja die Glocken vom Dorfe herauf.

Spätsommer. Eine schöne Nacht lag über dem Walde, still, groß, feierlich. Jörg schlummerte in der Kanacher-Stube; regelmäßig zog sein Atem und den Totenwurm im Holzgefäß hörte Jörg nicht, den nagenden Totenwurm. Drunten am Weiher begann es sich zu regen. Die Kette, mit der das alte Floß an den Pfahl gebunden war, rasselte. Und dann einige starke Rudererschläge. Jörg erwachte. Hatte er sich getäuscht? Wer hatte das Floß losgebunden in tiefer Nacht? Der Hirte sprang ans Fenster. Drunten lag der Weiher, das Floß schwamm einsam darin, die Ruderstangen schaukelten auf den Wellen, die sich in langen Streifen am Ufer zerschlugen. Jörg beruhigte sich, redete sich alle Furcht aus, ging wieder zu Bette; schlafen jedoch konnte er nicht mehr.

Nach kurzer Zeit wieder das Rauschen und Plätschern des Wassers, der Schlag der Ruder, ein sterbendes Gurgeln. Jörg sah den Weiher in großer Wallung, die Zille mit Wasser überströmte und ein Ruder zerbrochen. Dann tat es einen tiefen Schlag an das Kirchenglocklein. Und Totenstille. Kein Laut mehr die ganze Nacht. Jörg lag in Schweif gebadet, betete, schlummerte ein, von den wildesten Träumen gequält. Als das erste Morgenleuchten über die Felsenippen brannete, erwachte der Hirte und hörte den Totenwurm klopfen, laut und unaussprechlich. Ein banges Ahnen erfaßte seine Seele, sein Gemüt war trüber und er mußte selbst nicht, warum. Im Weiher hing die Zille am Pfahle wie immer, die Ruder ganz und eingezogen wie immer, das Kettschloß ohne Schlüssel wie immer. O geheimnisvolle Tiefe der Nacht!

Den ganzen Tag ging Jörg auf den Wiesen herum, es ließ ihn keine Ruhe. Er war schon alt und hier weit herum allein; wie leicht konnte ihm etwas zustossen und wer würde ihm helfen?

Gegen Abend fällt der Wurzengraber auf dem Hügelrücken einen Lärchenbaum; beim Sturze aber wurde Jörg von den fallenden Ästen erfaßt. Mit voller Wucht warfen sie ihn rücklings auf das Felsgestein, daß das Blut über seine weißen Haare rieselte.

Und es kam der Tod mit großen Schritten aus der Waldesnacht und der Hirte sah ihn nahen, wollte aufspringen zur Flucht, sank aber stöhnend auf den Fels zurück. Er mußte sterben, das verstand er, aber nur nicht einsam und allein! Jörg kroch den Hügel hinan, das Blut sickerte zu Boden und im Westen vor seinem Blide sank die Sonne blutigrot in einem Wolkenmeere unter und ihr verblassender Schein stand in seinen Augen. Seine wellende und erhaltende Hand vermochte noch, die Tür zum Kirchlein zu öffnen und den Glockenstrang zu fassen. Der langverkümmerte Ton schrie hinaus in den Wald, hinab ins Tal.

Gott, die Glocke von Kanach!

Mit Windlichtern stürmten die Bauern den Berg empor und droben lag im Kirchlein, den Glockenstrang noch in der Hand, der tote Jörg. Jörg hatte sich selbst die Sterbeglocke geläutet, der Fluch war von Kanach gewichen, der Brudermörder erlöst.

Die Bergöhne trübten um den Toten und den Kopf tief geneigt, beteten sie:

„Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr!“

# Das Scheibenschlagen am Peter u. Paul-Tag im Meltale.

Von Alois Würnig.

So oft der Peter- und Paul-Tag heran-  
naht, erwacht in mir lebhaft die Erinnerung  
an den alten Gebrauch des sogenannten Schei-  
benschlagens, welches nichts anderes als eine  
Art Sonnenwendfeier ist, die ich als Knabe  
selbstverständlich mit großer Freude mitmachte.  
Ich kannte die Plätze alle in unserem Tale,  
welche sich für diese Feier eigneten, da ich  
tagelang im vertraulichen Umgang mit der  
Natur lebte und die Wälder und Höhen durch-  
streifte. Als Schäferknecht erntete ich mehr elter-  
lichen Tadel als Lob, da meine wolletragenden  
Schäpflinge zu viel von mir zur Wandering-  
schaft verhalten wurden. Mit Kälberfuchen  
hatte ich auch die liebe Not, weil mich der  
Klang ihrer Schelle von einem Ende des Wal-  
des zum anderen narrete, bis ich schließlich  
das Vieh nach halbtägigen Entbedungsreisen  
in nicht allzugroßer Entfernung fand. Auch  
mit den Stigen oder Zickeln hatte ich großen  
Verdruß und wenig Glück, weil dieses Zick-  
zackvolk sicher immer dorthin läuft, wohin es  
nicht soll. Einmal sollte ich die Widerpen-  
stigen in eine entlegene, schattige und gras-  
reiche Waldschlucht bringen, damit sie dort  
bleiben, wachsen und gedeihen. Die felsige  
Schlucht, voll der saftigsten Kräuter u. allerlei  
Laubarten, war nach meiner Ansicht ein wah-  
res Paradies für so eine Geißjungen. Damit  
sie diesem Eden nicht wieder entrinnen könn-  
ten, mußte ich sie über den steigenden Wild-  
bach befördern. Es war kein leichtes Stück  
Arbeit und bei einem Haare wäre ich in das  
tosende Wasser gefallen, ehe ich die zapfen-  
den Dinger am anderen Ufer hatte. Froh, sie  
endlich geborgen zu wissen, eilte ich nach Hause.  
Wer beschreibt aber meine Überraschung, als  
ich die glücklich ins Gril Beförderten munter  
im Garten herumtollen sah, wo sie mich mit  
Medern begrüßten. Ich hatte mich so gefreut,  
nun mehr Zeit zu finden, um Scheiben für  
das ersehnte Scheibenschlagen anfertigen zu  
können. Nun hatte ich die Beschaffung. Aber  
mit dem Eifer der Jugend für eine Gaudi-  
brachte ich doch noch einige Scheibenträger fer-  
tig. Wochenlang vorher schon arbeitet die  
Jugend, um eine möglichst große Anzahl von  
Scheiben herzustellen. Es werden zweierlei  
Arten davon verfertigt, runde und quadra-  
tische, alle im Breiten Durchmesser von 10 bis  
15 Zentimeter. In ihrer Mitte erhalten sie  
ein Loch, um sie an einem ungefähr einein-  
halb Meter langen Stöckchen leicht zu befestigen,  
durch welche das Scheibchen, nachdem sie im  
Sonnenwendfeuer ordentlich angebrannt sind,  
durch streifenden Aufschlag auf ein Brett in  
rotierende Bewegung und zum Fluge in wei-  
tem Bogen gebracht werden.

Die quadratischen Scheiben werden bevor-  
zugt, weil sie den größeren Bogen beschreiben,  
als kleinere runde. Letztere sind dafür leichter  
herzustellen, indem man nur einer Stange  
dünne Rädchen abzufügen braucht. Die vier-  
eckigen Scheiben müssen in der Mitte dicker  
sein und nach den Rändern hin zulaufen. Da  
gab es denn so manchen blutigen Finger, aber  
das hinderte nicht am Weiterarbeiten. In  
einer beliebigen Holzarbeiterwerkstätte wurde  
fabrikmäßig draußlos gearbeitet. Einige  
Buben sägten runde Scheibchen ab, andere  
hackten die eckigen dünn und wieder andere  
bohrten Löcher. Die fertigen Scheiben wur-  
den in lange Schnüre zu Kränzen zusammen-  
gefaßt.

Endlich kam der große „Scheibentag“. Mit  
den zurecht gemachten Stöcken bewaffnet und  
den um die Schultern gehängten Scheiben-  
kränzen versehen, machten wir uns bei ein-  
brechender Dämmerung auf, nach dem Schei-  
benplätze. Erst ging's hinab zum Talbach und  
dann am anderen Ufer einen steilen Wald-  
und Felsenpfad hinauf zum „Scheibenegg“,  
einer Waldlichtung mit Terrasse. Wälder-  
helle Jubelschrei wurde als Gruß schon beim  
Aufstieg hinüber zu dem in der Dämmerung  
verschwindenden Heimatsdörfchen gesandt. Jetzt  
ging's hurtig ans Aufsteigen für das  
Scheibenschlagen. Andere richteten die Bretter  
zurecht, auf welchen die funkelnden  
Scheiben fatal geschleudert werden sollten.  
Unter Jauchzen lobete bald ein mächtiges

Feuer hoch auf. Damit es aber auch einen  
tüchtigen Quaden gebe, werden grüne Fichten-  
zweige in dasselbe geworfen. Denn der dicke  
Rauch bot Gelegenheit für allerlei Kurzweil  
und Possenspiel. Erst wurden Hüte durch die  
Schwaben geworfen und zu erfassen gesucht,  
endlich sprang man selbst über das Feuer und  
und suchte sich in den Rauchballen unter Ge-  
schrei und fröhlichem Gelächter zu fangen.  
Nachdem vollständige Dunkelheit eingetreten  
war, wurden die Scheibenträger gelöst, die  
Scheiben an den mitgebrachten oder in der  
Eile-geschmittenen Stöcken und Gerten befestigt  
und in das Feuer geschickt. Bald war eine  
Scheibe genügend angebrannt, und der Bes-  
tzer derselben begab sich mit ihr zu dem  
einige Schritte entfernten Brette, beschrieb mit  
dem Stöckchen, an dessen Ende die Scheibe loberte,  
einen glühenden Kreis und streifte im  
Schwunge das Brett. Die Funken stoben, die  
sprühende Scheibe löste sich vom Stöckchen und  
sauste im weiten, leuchtenden Bogen in die  
Tiefe. Ein allgemeines Jauchzen begleitete  
den gelungenen Scheibenschlag. Wußten wir  
doch, daß dieser vom Dorfe aus beobachtet  
wurde. Nachdem mehrere Bretter aufgelegt  
waren, wiederholte sich der beschriebene Vor-  
gang fast ohne Unterbrechung. Es kam wohl  
auch vor, daß eine Scheibe etwas zu lange in  
das Feuer gehalten wurde. In diesem  
Falle war der Stöckchen zu sehr verbrannt und  
brach an der Scheibe ab, wodurch diese nur  
einige Schritte hinabrollte. Doch sie wurde  
nicht verloren gegeben. Sofort wurde sie ge-  
holt, wobei der Bursche sich die Finger ver-  
brannte, die Stöckspitze wurde aus dem Loch  
der Scheibe entfernt, der Stöckchen neu gespitzt  
und der Versuch wiederholt.

Auf anderen Scheibenplätzen, wo auch  
muntere Dirndl mit den Burschen um die  
Wette jodelten und Mundharmonika und ein  
Zugbalg zu einem Tänzchen spielten, mag es  
wohl lustiger hergegangen sein als bei uns  
Knaben, allein besser als wir dürften sie sich  
kaum unterhalten haben. Denn auch wir  
waren voll ausgelassener Fröhlichkeit, wie  
es sich in Ausübung eines echt deutschen alten  
Brauches auch gehört und leisteten im Jodeln,  
Jauchzen u. Scherzen das Menschendämliche.  
Endlich waren die Scheiben alle verfliegen;  
das Feuer wurde ausgetreten, und jetzt kam  
das Gefährlichste des nächtlichen Ausfluges,  
der Heimweg. Heute noch bin ich erstaunt  
darüber, daß keiner von uns übermühtigen  
Buben den Hals gebrochen hat. Denn einen  
Pfad bei stockfinsterner Nacht ohne Licht hin-  
unterzugrasen, der über einen Felsenkrat  
führt und auf welchem man bei Tage sich  
in Acht nehmen muß, um nicht Fehltritte  
zu machen, da gehört offenbar viel Glück und  
wenig Verstand dazu. Die ledernen Burschen  
eilten voraus. Ein älterer Bruder von mir  
riß mich auch ta dellos den andern nach über  
Stoß und Stein. Bei der Brücke am Talbache  
angekommen, atmete ich auch gehörig auf. Vor-  
über war all die Gefahr. Doch halt! Wenn's  
aber dort drüben beim Marterl des Ameri-  
kaners geistert! Die vielen Spudgeschichten,  
welche von den Talbewohnern erzählt werden  
und an deren Wahrheit fast niemand zu zwei-  
feln wagt, hatten es auch mir angetan. Es  
war aber auch steif und fest behauptet wor-  
den, daß der vor kurzer Zeit aus Amerika  
Zurückgekehrte nach seinem Tode gesehen wor-  
den war, wie er lebte und lebte. Er hatte  
sich unweit von der erwähnten Brücke, wo  
sich eine heilkräftige Quelle befindet, ein Bad-  
haus erbaut. Kurze Zeit vor dem Peter- u.  
Paul-Tag war er eines Abends bei seinen  
Verwandten im Dorfe in Zwiß geraten und  
hatte sich in sein Badhaus begeben wollen,  
welches er nicht mehr erreichte. Denn am  
anderen Morgen fand man ihn unterhalb  
einer hohen Wegmauer unweit des Bades  
als Leiche. Er war abgestürzt. Wegen dieser  
nicht alltäglichen Todesart und weil er etwas  
anderes war als andere Leute, mußte er schon  
gleich geistern. Das liebe, respektive heb-  
lose Einfalt. Selbstverständlich wurde ich bald  
von der fürchtigen Geistesfurcht gründlich  
geheilt.

Die Heimatliebe zu wecken und zu fördern  
ist für die Wirtschaftrichtung unseres Vater-  
landes ein großes Erfordernis.  
B. G. E. L. M. A. P.

# Das Bauerntheater in Thurn bei Lienz.

In der letzten Nummer der „Östirler  
Heimatblätter“ war die Schilderung einer  
Aufführung eines Genovese-Schauspiels von  
Ed. v. Bauernfeld wiedergegeben. Schon da-  
mals wurde darauf hingewiesen, daß die Be-  
zeichnung des Aufführungsortes mit „bei  
Thurn dem alten Schlosse Wallenstein ge-  
genüber“ nicht richtig sein könne. Entweder  
hat sich Bauernfeld im Dorf- oder im Schloß-  
namen geirrt.

Das Vorhandensein von Resten alter W-  
stüme, von Holzmasken, die noch in der zwei-  
ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stattge-  
fundene Maskenumzüge und Faschingspiele,  
lassen eventuell darauf schließen, daß in Rus-  
dorf, bezw. Debant eine der Muse Thalia  
ergebene Bevölkerung lebte. Dennoch scheint  
es nicht recht glaubhaft, daß Bauernfeld den  
Ortsnamen verwechselt und die Burg Wal-  
lenstein, die schon damals kaum mehr als  
Ruine vorhanden war, erwähnt, umso eher  
noch, als Bauernfeld nur gelegentlich eines  
Ausfluges nach Lienz kam. Es muß also doch  
Thurn der Aufführungsort gewesen  
sein, was auch die Tradition bestätigt, welche  
besagt, daß noch vor ungefähr 80 Jahren eine  
derartige Aufführung stattgefunden habe. Das  
Haus, in dem die Bühnenausstattung aufbe-  
wahrt wurde, ist nicht lange darauf abge-  
brannt, wobei alles vernichtet wurde. Das ist  
alles, was darüber bekannt ist. Schriftliches  
war bisher nichts aufzufinden, sodaß man über  
Ursprung und Text des Stückes vollständig  
ununterrichtet ist. Möglich wäre es, daß in  
einzelnen Familien irgend eine Urkunde vor-  
handen ist, die einigen Aufschluß gibt; am  
ehesten bei den Familien Gander in Lienz oder  
in Thurn, denn der im Aufzuge Bauernfelds  
erwähnte Spielleiter und Darsteller des Golo,  
der „halbe Schulmeister“ kam niemand an-  
ders gewesen sein als ein Ahne dieser Fami-  
lien, da die Gander mehr als ein Jahrhundert  
den Thurnern die Schulmeister stellten. Viel-  
leicht gelingt es doch, noch etwas Bestimmteres  
zu ergründen. F. A.

## Briefkasten.

Briefkasten. Leser: Keine Rede, daß  
die Billgrater von heute sich beleidigt fühlen.  
Die Schulbüchergeschichte wurden früher auf-  
geführt; „sehm kann mer de Weiber van  
Lande innagenumm, seß zigeln ma se selba,  
jes kemm söllane Dummheiten nimma vor“,  
sagen die heutigen Billgrater.

V. A. H. B. Besten Dank für das Ueber-  
sandte; wird schon verwendet werden. Von  
den Billgraterstücken lassen sich nur die ori-  
ginellsten verwenden, manche und das sind  
fast nur in späterer Zeit dazugebichtete, sind  
nicht gut angängig.

M. A. T. (Mattersberger), Oberlien-  
ze, Leisach usw. Wer sendet den Heimatblättern  
Lieder alter Volkslieder, Lieder von Hirten-  
spielen etc. ein?

Mehrere. Sobald als möglich werden  
die Heimatblätter ein anderes Format erhal-  
ten, dergleichen können wir wegen technischer  
Schwierigkeiten kein anderes Format nehmen.

Mit 15. Juni ist die Frist für die  
Einsendungen zum

## Preiswettbewerb,

den der Fremdenverkehrs-ausschuß der  
Stadtgemeinde Lienz, ausgeschrieben hat,  
abgelaufen.

Die Veröffentlichung der Preisträger er-  
folgt am 30. Juni 1924 und zwar in  
den „Lienz Nachrichten“. Eventuelle  
Einsendungen sind an den Fremdenver-  
kehrsausschuß der Stadtgemeinde Lienz  
(Preiswettbewerb) zu richten.